

BÄNDERHUT

Ist eine ferne Vergangenheit, die er bringt, eine, die geschah vor meiner Geburt und mein einziges Erbe. Noch war das letzte Jahrhundert, als er ein erstes Mal getragen wurde - dieser schwarze samtene Hut - Kopfschmuck einer Braut, deren Tod länger als ein halbes Jahrhundert vergangen ist.

Meine Urgroßmutter - Bauerntochter zu P. in einem abgelegenen Tal im Salzburger Land, der Urgroßvater - ein ärmlicher Knecht, und geheiratet wurde in seinem fünfundzwanzigsten, in ihrem zwanzigsten Jahr.

Schüchterne Blicke dürften vorangegangen sein, ab und zu ein verstohlenes Treffen irgendwo. Nach diesen ersten Nächten war das Mädchen verändert.

Gingen an den Sonntagen nebeneinander die zwei Stunden hin und zurück, um die eindringlichen und im Frühjahr besonders darauf gerichteten Predigten des Pfarrers zu hören, sodaß die Mutter hoffen konnte, daß das Mädchen schon alles richtig verstehen würde.

Es war ein kurzes Versteckspiel, eine hastige Zeit des Verliebtseins im geheimen, und gewiß hat es den jungen Leuten an Ausdruck gemangelt. Im Hintergrund die Eltern, die bereits mit einem Termin im

Herbst rechneten und langsam an ihren Austrag dachten.

Und so kam es, daß zu P. nach der Ernte, dem letzten Einbringen der bescheidenen Früchte zur Hochzeit gerüstet wurde.

Der Knecht begab sich abgearbeitet nach dem Sommer, den Hut an sich pressend und nervös tändelnd - doch entschlossen zum Brautvater, und da drückte er schwer mit seinen harten Händen die Türe auf und stand mit einem gewichtigen Ausdruck herinnen, konnte absolut nichts herausbringen, obwohl er es unzählige Male und gerade noch vor sich hingesagt hatte.

Der Alte wußte schon, was der da wollte und ergriff denn auch das Wort zuerst, fing an in hölzernen Sätzen zu reden, und ausgemacht war's.

SIE den Hof - dafür den Austrag - und ER?

Dürfte zwei, drei Kühe in Erspartem gehabt haben, mehr ist nicht wahrscheinlich.

Am letzten Tag vor der Hochzeit, bevor er nocheinmal zusammen war mit seinen Freunden, ging er hinauf zum Hof seiner Braut und trug unter dem Arm eine runde Schachtel - darin ein BÄNDERHUT lag.

Ein Hut, wie er seit urdenklichen Zeiten in dieser Gegend von den verheirateten Frauen getragen wird.

Eingeschlagen in weißes Seidenpapier und sorgfältig zusammengelegt, so fand sie ihn allein in ihrer Kammer.

So viel Geld wie das kostet, dachte sie, so viel Geld und alles für mich! Sie setzte ihn andächtig auf und suchte die versteckte Spiegelscherbe, um sich betrachten zu können, empfand trotz ihrer Sünde vor dem HERRN Stolz über sich und den Ihrigen und Freude über den morgigen Tag, wo sie vor dem Pfarrer stehen werden - sie und der Rupp.

Alle werden sie anschauen, ihre Freundinnen, Mari-di, der sie immer alles erzählt hatte und die Verwandten, die Gödnleute, vergaß die Verantwortung, von der ihnen der Pfarrer geredet hatte bei der Beichte, beim ersten Gespräch.

Wie hatte er gesagt? Die Vereinigung des Fleisches zum Zwecke der Zeugung, von der sie nur eine ungenaue Vorstellung besaß, war es aber doch auch Sünde darüber nachzudenken oder gar jemanden zu fragen, und schließlich der Rupp würde schon alles recht machen.

Sie hatte ihn schon weit früher in der Kirche gesehen, ihn sich heimlich angeschaut, um augenblicklich beinah, da ihre Blicke sich trafen - zu erröten, die Lider zu senken. Nie hätte sie sich zugetraut, daß er auf einen dieser Blicke hin tatsächlich kom-

men würde.

Probierte nocheinmal die Hochzeitstracht, steckte das seidene Tuch zwischen die Brüste und wagte ein paar unbeholfene Tanzschritte.

Bei dem Gedanken, wie es nachher in dieser Kammer sein wird, wurde sie aufgeregt, und vielleicht hat sie in ihrer letzten Nacht, da sie allein war, zum ersten Mal bewußter ihren Körper gefühlt.

Wie sie zum ersten Mal geblutet hatte, getraute sie sich nicht, es der Mutter zu sagen, weinte nachts darüber. Dann war es jeden Monat so gewesen. Heimlich behalf sie sich mit alten Tüchern und Fetzen, bemerkte aber gleichzeitig ein gewisses Interesse für die Buben, die sie nun verlegen machten. Morgen, da war es soweit, morgen würde sie alles wissen, morgen wird sie zum ersten Mal erleben, wie es ist, mit einem Mann zu sein, und der Priester hatte ja auch gesagt, daß es in der Ehe keine Sünde mehr wäre, so man damit Kinder zeugte.

Wie war sie bereit! Für diese Nacht!

Und wenn sie danach schwanger wäre und bei der ersten Geburt, wie ihre Großmutter, sterben müßte; sie freute sich auf morgen und nicht nur auf den Glanz der Trauung, den hochzeitlichen Tanz, sondern auf ihre erste richtige Nacht mit dem Rupp.

Und standen vor dem Altar im Hochzeitsstaat, sie -

mit dem wilden Rosenstrauß, den er nicht vergessen hatte, ihr am Hochzeitsmorgen mit den Ringen zu bringen, und die samtene Masche des BÄNDERHUTES umfing ihren dunklen Haarknoten, in den heute zum einzigen Mal feine Myrtenzweiglein geflochten waren. Schwer fielen seine breiten schwarzen Schleifen zu Boden.

Als sie miteinander tanzten, spürte sie seine Kraft und sein Verlangen, verlor den Hut, ihr Haar löste sich auf, und vor aller Augen, im Angesicht des Priesters, da küßten sie sich nach dem letzten Tanz, alles schaute zu Boden, die Mütter weinten.

ES WAR EINE HOCHZEIT NICHT NUR - ES WAR EINE LIEBE.

Danach war das Brautpaar fort, und im Obstgarten, wo sie einander so oft gesehen, da ließ er sie nicht mehr, und als sie das schön geschmückte, für ebendies geschmückte Schlafzimmer betraten, war sie schon seine Frau.

Es kamen die Jahre ihrer Ehe, die nicht sogleich mit Kindern "gesegnet" war, sodaß dort und da von Unfruchtbarkeit geredet wurde, und dann kniete die kleine Gestalt zwischen den Frauen in der Kirchenbank - von der Seite betrachtet - den jungen gleichermaßen wie den alten, von denen eine jede ihre zehn, zwölf Kinder getragen hatte und, die es einer

jungen Bäuerin nicht gönnten, wenn sie schwanger war und nicht gönnten, wenn sie es nicht war.

Endlich war es soweit. Das eine ums andere Mal. Gebar in sechs Jahren fünf Kinder, von denen das einzige Mädchen meine Großmutter war.

Es kam der Erste Weltkrieg, streckte die Hand aus, auch nach dem Rupp, der ging und nicht wiederkam.

Der Abschied war über die Maßen schwer gewesen, Rupp wußte, daß er nicht mehr heimkommen würde, hatte geweint wie ein Kind, da er ging. Die Kinder hielten ihn fest und schrien ihm nach ein letztes Mal.

Ein halbes Jahr später erhielten sie die Todesnachricht aus Serbien.

Da stand sie nun mit den Kindern, dem Hof. Die Eltern starben einen stillen raschen Tod, und es wurde einsam um sie und die Kleinen.

An den Sonntagen ging sie wie früher zur Kirche, ohne Lust und Freude, als Witwe, als eine, von der man wußte, daß sie zu haben war, daß sie wahrscheinlich einen jeden, der sich meldete, nehmen würde, nehmen müßte, und nichts mehr war wie damals, da sie stolz neben Rupp gegangen war.

Die Kinder hingen einerseits an ihr, mußten andererseits fest zupacken.

Da kam wieder einer herauf zu ihnen, eines Abends, und die Bäuerin war nicht weniger erstaunt als die Kinder.

Redeten offen und eindeutig über die Sache, bald war ein Hochzeitstermin ausgehandelt, ohne die Romantik von früher, doch so notwendig, daß die Frau keinen Augenblick zögerte.

Die letzten Jahre hatten sie verhärmt, die leichteren, schöneren Gedanken, die sie mit Rupp gesonnen, kamen nicht wieder, so viel sie sich auch Mühe geben mochte.

Überlegte, ob sie den BÄNDERHUT, den sie an hohen Feiertagen an seiner Seite getragen hatte und vorallem an ihrem höchsten Tag mit ihm - nehmen solle - nehmen dürfe. Seit Rupp's Tod lag er in der Schachtel.

Als man ihr den Totenschein gebracht hatte, war sie hinaufgestiegen in die Kammer, vor den Spiegel getreten - auch er ein Geschenk von ihm und hatte nocheinmal das Hochzeitsgewand angelegt. So war sie lange auf der Bettstatt gesessen - den Hut auf dem Kopf, unaufhörlich waren ihre Tränen geronnen. War noch jung genug, um zu weinen, feierte die bitterste Stunde, den dunkelsten Tag im Freudenkleid, dessen Schwärze und Schwere sie nun wahrte.

Sie brannte mit den Kindern das Ewige Licht von nun an für den Vater, Licht, das Tag und Nacht nicht verlosch, beteten ihm an hohen Tagen Rosenkränze, die Blumen, die sie pflanzten, wuchsen zu seinem Gedenken. Der einzige Strauß am Helden-
denkmal, der immer blühte, war der seine.

Alois kam nicht, wie einst er, mit einem Rosen-
strauß, mit einem Kopfschmuck für die Braut, die sie nun wieder war, und so schnitt sie denn am Hoch-
zeitsmorgen selbst die herbstlichen Asten vor dem Haus - und nahm den Hut.

Trat wieder vor den Altar - mit einem anderen, ei-
nem Fremden, der er ihr immer bleiben würde, das ahnte sie, und beim Spiel der Orgel gingen ihre Ge-
danken zurück in ihre große, immer schöner wer-
dende Zeit, flogen zu Rupp in den Himmel.

Sie lebten gut miteinander, vernünftig und hatten keine Kinder mehr.

Ihr Haar wurde grau, die Zöpfe dünn, die Gestalt ein wenig bucklig, und langsam wurden auch die Kinder erwachsen.

Die einzige Tochter - ein schönes Mädchen mit dun-
klen Augen, schwarzen Haaren, einem außerge-
wöhnlichen Verstand.

Der Mutter entging es nicht, daß sie sich für die Sonntage herausputzte und förderte dieses zaghafte

Aufblühen ihrer Tochter, die ihr selbst so ähnlich geworden war, daß sie im stillen träumte, mit ihr auch ihre ERSTE LIEBE - IHRE EINZIGE LIEBE, nocheinmal zu erleben.

Legte das eine oder andere Mal Geld auf die Seite, um ein Seidentuch zu kaufen, eine glänzende Schürze für die Festtage, damit sich das Kind nicht verschieden zu fühlen brauchte vor den anderen, die in der Obhut des eigenen Vaters aufgewachsen waren.

Das Mädchen hatte schon ab und zu den Stiefvater zu spüren gehabt, der im ganzen kein so Feiner war wie der Rupp.

Er sah es nicht gern, wenn seine Frau das Ersparte oft genug für die Kinder nahm.

Er hatte damals wenig gehabt und auf diese Weise ein Heimgehen, wie es heißt, gefunden, anders keinen Hof gekriegt - denn auf diese zweite Art, und wenn es auch nie ausgesprochen wurde, war es doch aufgehoben in einem jeden der Kinder, hatte manche Auseinandersetzung gebracht, woran gewiß auch die Bäuerin schuldig war, weil sie nichts tat dagegen und Rupp's Andenken als das Höchste erachtete, und nie wurde der Alois ihm gleich, blieb ein Geduldeter, ein Notiger, Knecht gegen den Vorgänger, Verwalter bestenfalls des Hofes, doch fand er nicht Eingang in die Herzen der Zusammengewach-

senen.

Die Frau benahm sich tadellos gegen ihn, denn es war schon recht so gewesen, sie hatte nicht ganz ohne Schutz bleiben können und eine starke Hand dringend nötig gehabt und auf diese Weise eingewilligt. Sie war ihm eine schöne Ehefrau und eine ebenbürtige Gefährtin.

Daß sie nicht mehr schwanger wurde, mochte tiefere Gründe haben.

Sie saß nun, da sie langsam alterte, öfters auf dem Feld, ging allein unter den Obstbäumen, dachte sich DIE FRÜHE ZEIT-DIE GOLDENE. Diese Gedanken und die Kinder rührten sie an, die Kinder, in denen ER lebte.

ALLMÄHLICH GING SIE IHM ENTGEGEN. EIN WARTEN DARAUF WAR ALLES GEWESEN.

Ihre Kinder und seine. Was hatte sie verloren, daß sie noch hier war?

In einer Nacht bemerkte sie, daß das Mädchen fort war - heimlich aus dem Haus geschlichen - es war soweit. Katharina hatte also eine Liebe, wie seit Jahrhunderten heimlich in diesen Gegenden. Und war es nicht recht so?

Sollte nicht dieses Geheimnis zwischen zweien sein dürfen? Dieses Geheimnis war es auch, das sie selber immer bei sich trug, eines, das nur Rupp und sie

gekannt hatten.

Nun, lange nach seinem Tod, wußte nur noch sie davon, dann würde es mit ihr sterben.

Entstand aber vor ihren Augen ein neues Geheimnis, eines, dessen Auflösung sie nicht mehr erleben würde.

Sie kam nicht darauf, wer es war, von anderen hörte sie es, und stimmte sie traurig, doch hatte auch sie nicht mit dem Kind über die Liebe gesprochen, nicht über Mann und Frau und wie es gekommen war, daß sie geboren wurden. Durfte darum die Tochter nicht anklagen, nicht im stillen, nicht in Worten, daß sie ihr den Namen des Geliebten nicht genannt hatte.

Zum ersten Mal spürte sie Schuld, daß vielleicht auch das Mädchen nichts wisse. Immer war es verboten darüber zu reden, Scham und Schweigen über diesen Dingen gewesen.

Ging aber eines Nachts hinauf in die Mädchenkammer, wußte nicht wie anfangen, was sie so gerne, so innig hätte sagen mögen.

Da stand die Mutter auf und holte die runde Schachtel, tat den BÄNDERHUT heraus, den sie zum letzten Mal bei ihrer zweiten Heirat getragen hatte und legte ihn Katharina auf den Kopf.

Sie gab ihr damit zu verstehen, wer immer er sei - er

soll es werden.

Die Sprache der Bauern war karg und derb für solche Dinge, für alle Dinge, das fühlte die alte Bäuerin und mochte mit Worten die Stunde nicht entweihen. Dort und da in Büchern las man Verse, umso weniger konnte man so Schönes, Fremdes selber in den Mund nehmen.

Wo die Arbeit der Hand das Leben ist, ein Leben mit dem Vieh, dem Stall, dem Mist, da ist kein Ort für diese schönen Sachen, die im Lauf der Zeit dahingehen und nur etwas sind für die ganz jungen Leute.

War eine andere, eine höhere Sprache. So schwiegen sie zu den großen Ereignissen, trugen sie mit sich herum, gingen oft genug daran zugrunde.

Jedenfalls durfte der Jakob in die Stube kommen, wie früher der Rupp, und erschien schon das erste Mal mit einer hölzernen Schatulle - darin eine Kette seiner Mutter lag, die sollte er ihr geben, auf daß sie ihn leichter nähme.

Kein leichtes war es mit dem Jakob, dessen Vater bekannt war für seine Trunksucht, der seinen Hof mit Suff und Spiel durchbrachte, Stück um Stück verlor.

Dort mußte sie hin, wenn sie bei ihm bleiben wollte - so schickte die Mutter Jakob's ihn ein jedes Mal mit den Geschenken ihrer eigenen fernen Brautzeit, vergab die Dinge, die noch an bessere Zeiten erinnerten

- die kurzen glücklichen Jahre - mochte so den alten Plunder, wie sie ihre Kostbarkeiten nannte, auf eine ehrenhafte Weise loswerden.

Katharina hätte ihn auch ohne das genommen, war eine schöne Geste der Alten, ein herzliches ängstliches Willkommen und das, was seine Mutter dafür tun konnte.

Katharina, an Schwierigkeiten gewöhnt, wenn sie es auch am wenigsten abschätzte, hatte lange zuvor eingewilligt, ganz ohne Verstand.

Schwerer fiel schon ihrer Mutter das Ja. Kam wieder ein Herbst und näher der Tag, an dem das Mädchen gehen mußte.

War wieder eine Nacht, in der die Bäuerin allein im Stall saß und, wie so oft, auf die Geburt eines Kalbes wartete; sie drehte den Rosenkranz gedankenlos um die Hände. Abwesenheit, die mit der Tochter zu tun hatte, und bald gingen ihre Gedanken damit zusammen, mit ihrer ersten Brautzeit, derer sie wehmütig gedachte in diesen Stunden.

Stand auf mit einem Mal, holte die Hutschachtel aus der Mädchenkammer, trug sie in den Stall, nahm den BÄNDERHUT heraus, ihn, der nicht mehr der ihre war.

Da er ihr nicht mehr gehörte, schaute sie ihn an wie etwas Verlorenes. Wie sehr sie hing an diesem ein-

fältigen Hut!

Ein niedriger Zylinder eigentlich - goldene Kordeln umfingen ihn in mehreren Reihen, bilden hinten eine Masche, an deren Ende zwei Quasten aus Goldfäden hängen.

Brokatene Vorhänge hatte sie so verziert in der Stadt gesehen, an den vornehmen Fenstern der feinen Leute.

Auf der Unterseite des Hutes, der innen weich gefüttert ist, prangt ein breites goldenes Band - eine glitzernde Bordüre mit falschen Edelsteinen besetzt, nicht weniger prächtig darum - nicht weniger wertvoll.

Den mit Samt bezogenen Hut krönt eine Schleife - eine handbreite Masche unter den goldenen Quasten, die unterhalb des Haarknotens zusammengehakt wird, und schwer fallen die schwarzen bestickten Samtbänder den Rücken hinunter bis fast auf den Boden.

Sie sah das Kind vor dem Altar, sah sich selber, wieder stand ein großer Krieg bevor, wieder ahnten sie nichts in ihrer gottvergessenen Abgeschlossenheit.

Doch Jakob kam zurück, schwer verwundet, aber er kam.

Wieder hatten sie Kinder, darunter eine Tochter bereits meine Mutter war. Kein so schönes Mädchen,

kränklich, nicht stolz und übermütig wie die Mutter, die einem großen Hof vorstand, Wohlstand erwirtschaftet hatte - das Mädchen war nur Magd im Elternhaus.

Verächtlich bemerkte Katharina, daß die Tochter sitzenblieb auf den Hochzeiten, keiner sie holte zum Tanz und schämte sich dafür, übersah, daß nachts das eine oder andere Mal jemand kam.

Und waren schon andere Burschen, nicht wie die Väter, und verlangten das ihre.

So kam es, daß meine Mutter unter Schande schwanger ging und ihre Mutter sie gleichsam verstieß.

Ein trauriger Hochzeitstag, eine Heirat um des Erbarmens willen.

Ich - zwei Jahre alt, erinnere mich der Festlichkeit in der Kirche mit vielen Lichtern und gutem Essen.

Meine Mutter trug nicht den BÄNDERHUT, ihr Brautschmuck war der um den Kopf gewundene Zopf mit einem billigen künstlichen Kranz - das Kleid nicht mehr die schwarze Tracht aus Wollstoff und Brokat.

Sie hatte sich abgewandt vom alten Leben, das sie nicht mehr leiden wollte.

Ging fort mit diesem Tag aus jener Welt in eine andere, keine schönere. Sie freute sich, unter Menschen zu kommen, die sie nicht kannte, denn es liegt

BÄNDERHUT

Barmherzigkeit darin, unter Fremden zu sein.

Mich liebte Großmutter sehr, erlebte mit den Jahren durch mich ihre Tochter, betrachtete sie mit meinen Augen, fragte mich verstohlen nach ihr und gab mir Geschenke für sie.

Mir schenkte sie auch den BÄNDERHUT, den ich nicht mehr trug, tat das Gute, das sie versäumt hatte, an mir.

Tat Buße vielfach für alles und konnte es doch nicht mehr ungeschehen machen, mußte einsehen, daß eine Frau die Umstände, unter denen sie ihr Kind trägt und zur Welt bringt, nicht vergißt.

KINDERLIEBE

ALS ICH NOCH KLEIN WAR, lebte ich bei meinen Großeltern in einem abgelegenen Tal - an den steilen Hängen, die rechts und links hinauf- und hinuntergingen. Die zwei, drei nächsten Höfe waren gut eine halbe Gehstunde entfernt, sodaß ich viel allein war, als einziges Kind auf dem Gut.

Dennoch hatte ich einen Spielgefährten, einen, der aus irgendwelchen Gründen immer wiederkam, wortlos dastand und doch nur meinetwegen erschien - daran konnte kein Zweifel bestehen.

Friedrich Zöllerer hieß er, Fritz wurde er allgemein und kurz genannt, auch von mir.

Etwas verschmutzt und abgerissen sah er schon aus, hatte buschiges schwarzes Haar und, wie ich, jede Menge Sommersprossen im roten Gesicht.

Er trug eine kurze Lederhose im Sommer, eine halblange mit Stutzen im Winter, im Sommer lief er barfuß.

Seine Hosen, die ihm zeit seines Bubenlebens zu groß waren, hielt er mit ledernen Trägern hinauf, Unterhosen trug er nicht, das weiß ich, die ihm bei seinen Verrichtungen zusah.

Ein kragenloses, verschlissenes Hemd war da noch, und ab und zu saß ein an den vier Enden geknotetes

Sacktuch auf seinem Kopf. Das aber war nur an heißeren Tagen. Im Winter zog er eine schafwollene Haube, die ihn beständig kratzte und juckte, tief ins Gesicht, aber er nahm sie niemals ab, auch nicht, wenn er in die Stube kam.

Ich selbst war nicht viel anziehender, denn schon mein Äußeres dürfte stark vernachlässigt gewesen sein, wie ich lebte, und gemessen an der Zeit, die man für meine Pflege aufwendete.

Er fehlte mir nicht besonders, wenn er nicht kam, aber wenn er längere Zeit fortblieb, fiel es mir auf.

Ich liebte ihn nicht heftig, aber ich war an ihn gewöhnt. Empfand eigentlich nichts Besonderes für ihn, glaube ich, und doch war es eigen, daß er zu mir, dem einzigen Mädchen in der Gegend ging - und nicht zu den viel zahlreicheren Buben. Aber so war er eben, da war nichts zu machen.

Mit gewisser Regelmäßigkeit also erschien er am frühen Nachmittag und wartete vor der Haustür bis ihn jemand wahrte und hereinbat oder mich hinaus schickte, weil der Fritz wieder dastand.

War ihm wohl so aufgetragen oder es verbot ihm seine Schüchternheit, daß er nie hineinging ohne Aufforderung.

Wurde er aber eingeladen, so riß er augenblicklich seine Mütze herunter, grüßte schnell und schlampig

und trat mit großen bedeutenden Schritten ins Haus. Er setzte sich dicht neben mich, so eng, daß er anstieß. So saßen wir eine Weile, ohne etwas zu reden. Nach einer gewissen Zeit sagte er ganz laut -Gemma!- Es klang mehr wie ein Befehl, auf keinen Fall wie eine Bitte. Wir gingen, und keiner fragte - wohin.

Unsere Zusammenkünfte waren sehr wortkarg, denn Fritz war nicht von der gesprächigen Sorte. Wenn ich mich zu Anfang noch ab und zu bemühte, das Reden mit ihm anzufangen, so ergab es keinen Sinn, denn er brummte nur, so ließ ich es sein.

Eines Sommertags kam er wieder, wir sahen ihn schon über die Felder stolpern.

Übrigens gingen wir beide noch nicht zur Schule, er lief gewöhnlich in die eine wie in die andere Richtung, zu Fuß in leichterem Schritt ging er nur mit mir, etwas schwer und bedeutsam zwar, aber wenigstens rannte er nicht.

Ich habe es nie jemandem erzählt, daß er an dem Tag, da wir ihn alle kommen sahen, zu mir sagte, als wir allein waren: -DICH WERDE ICH IMMER GERNHABEN.-

Vor der Tür unseres Hofes blieb er stehen, so als hätte ihm jemand den Strom abgestellt oder als ob er vor einem plötzlichen unüberwindlichen Hindernis

angelangt sei.

In seinem Gesicht lag immer etwas Schreckhaftes, Augen und Mund riß er häufig auf, und es gelang ihm schwer, beides wieder zu schließen.

Er konnte sehr lange ohne Lidschlag schauen, das gab ihm etwas Unheimliches.

Wenn ich allein mit ihm irgendwo saß, und er hatte wieder seinen Blick, fragte ich ihn öfters, ob er schon tot sei.

Auch an jenem Tag war es so, er stand vor der Tür, und meine Mutter beobachtete wie er eilig und verstohlen ein Taschentuch aus der Hosentasche zog, sich kräftig schneuzte, seine Kopfbedeckung zu-rechtrückte, sich räusperte und einige Schritte vortrat, um hier für ganz stehen zu bleiben.

Schnitt seine Grimassen, starrte im übrigen auf die Tür, die sich früher oder später auftun mußte.

Er machte sich schön, wußte, was sich gehörte, Fritz war ein ehrenhafter Mann, und ich war ihm vielleicht doch nicht einerlei.

Vergingen die Jahre, ich kam fort, und Fritz ging wohl auch seiner Wege, dennoch dachte ich manchmal an ihn, wenn ich immer nur von Mädchen umgeben war.

Als ich später ins Internat zu den Nonnen mußte, das Martyrium meines Kinderlebens begann, da kam

mir oft Fritz in den Sinn, die vergangenen Tage fielen mir wieder ein, die indes immer schöner wurden, denn es ist das Wesen der Erinnerung, daß sie im letzten nur das Schöne aufbewahrt, eine eigene Welt erschafft, und schließlich weiß niemand mehr wie es wirklich einmal war. Dann vergaß ich ihn.

Da geschah es, daß meine Verwandten eben auf jenem Hof eine kleine Gastwirtschaft einrichteten, Schifahrer kamen jetzt, es gab einen Schilift - Verpflegung mußte her und Kanalisation - darum kümmerten sich meine Leute.

Ich war inzwischen sechzehn, siebzehn Jahre alt.

Meine Tante, die neue junge Bäuerin auf dem Gut kam auf die Idee, mich für die Wochenenden einzuladen, damit ich im Gasthaus bedienen sollte, denn, so fand sie, es kämen dann junge Männer meinetwegen, und das Geschäft wäre gemacht.

Für mich war es ein Entkommen aus dem strengen klösterlichen Schulbetrieb.

Anfangs war ich schüchtern, weiß Gott! Aber gerade das schien das Anziehende zu sein.

Trug also Bier auf und Würstelsuppen und Bretteljausen und alle Farben von Limonaden, verschiedene Würste mit Kren und Senf. Die Tante machte immer mehr Aufwand, bald gab es Wiener Schnitzel mit gemischtem Salat und Kartoffelpüree, alles muß-

te ich mir merken, kaum, daß ich Zeit zum Essen fand, und so ging es bis in die Nacht.

Es kamen Gendarmen, aber sie schauten mich nur lüstern an, machten ein paar überflüssige unfeine Bemerkungen, bestellten bei mir, nachdem ich alles, was es gab, heruntergeratscht hatte, das Übliche - die Würstelsuppe mit Bier.

Ich war angewiesen, nicht zu kassieren; man mußte ein gutes Verhältnis haben mit denen wegen der Sperrstunde oder etwaiger anderer Vorkommnisse.

So ging es einen ganzen Winter.

Samstag-Sonntag war ich Kellnerin, das Trinkgeld durfte ich mir behalten, es war mein Lohn.

Oh ja, waren schon Burschen darunter, die mir gefallen hätten, zum Beispiel der, der immer kam, wenn das Klo verstopft war - ein Installateur.

Hans hieß er, und schüchtern war er. Niemals trank er etwas, sein Vater - bekannt als Säufer und Taugenichts, der seine Frau schlug vor den Augen der Kinder - hatte den Bauernhof vertrunken.

Hans war verliebt in mich und ich in ihn, aber keines getraute sich den Anfang zu machen, und so wurde nichts daraus.

War wieder ein Samstagabend, und es kam eine Gruppe bereits angeheiterter junger Männer.

Sie setzten sich laut an einen großen Tisch und rie-

fen nach der Kellnerin - daß sie gehört hätten, da wäre eine, auf die man scharf sein konnte, her damit, und wo bleibt das Bier, das Essen - Sauhaufen hier.

Es gab niemanden, der mir diesen Gang abnahm, ich mußte zu diesem Tisch gehen, mir mein Geld auf diese Weise verdienen, wurde mir nichts geschenkt. Gewöhnlich brauchte ich mir nichts aufzuschreiben, rechnete auch jetzt nicht damit. In meiner Aufregung aber hörte ich kaum, was sie mir anschafften, tat als ob ich mir alles merkte.

So sehr schämte ich mich, daß mein Denken beinahe aussetzte, denn die Bestellungen waren eine ordinäre Angelegenheit. Sie griffen mich an, kniffen mir in die Schenkel.

Ich brachte alles falsch, mußte wieder und wieder gehen und schließlich nach einer Ewigkeit kassieren. Einen um den anderen sollte ich abrechnen, verrechnete mich, sie fragten einfach nach den Preisen und begannen für sich zusammenzuzählen, versuchten mich alle miteinander über's Ohr zu hauen.

Es kam die Reihe an einen, an dem ich hängenblieb, dieser führte sich besonders schlecht auf, sagte schweinische Dinge zu mir, faßte mich um den Leib, zog mich auf seinen Schoß, ich spürte seine Schenkel, schlug um mich. Es fiel mir dabei die Geldtasche

aus den Händen und tausende von Schillingen und Groschen lagen in der Gaststube unter den Tischen verstreut, ich war gezwungen, sie aufzuheben vor den Augen der grölenden Männer.

Der, der mich zu sich gezogen hatte, stieg über mich hinweg und blieb über mir, die auf dem Boden kniete und auflas, stehen und lachte ein grausiges besoffenes Lachen.

Es war FRITZ - ich hatte ihn gleich zu Anfang erkannt! Danach kam ich nicht mehr.

Wieder sind Jahre um, ich bin Krankenschwester auf einer Kinderintensivstation. Ein Kind namens Zöllerer wird geboren und gerät in meine Hände - ein krankes Kind.

UND ES KOMMT DER TAG, da der Vater dieses Kindes vor mir steht, mit gesenktem Kopf und seinen Hut in der Hand.

Zuvor hatte er, gerade wie damals, auf mein Namensschild gestarrt und meinen Namen gelesen.

Er hat wieder seinen Blick, dachte ich. Röte schoß ihm ins Gesicht.

Nun war ich kein Mädchen mehr, gerade verheiratet und glücklich wie nie zuvor, ich rächte mich und ließ ihn stehen.

Ich ging ins Dienstzimmer, bat ihn beiläufig, mir zu folgen, beschäftigte mich aber mit anderen Dingen,

tätigte Telefonate, verbreitete Hektik, unverständlich für ihn, alles zusammen.

Ersterbend vor Respekt vor mir und meiner Umgebung stand er da, ich führte ihm meine Befehlsgewalt vor, und er konnte nichts tun als schauen.

Ich drückte auf Knöpfe und Tasten, Schwestern erschienen, warteten auf meine Anweisungen. Ärzte kamen und gingen, fragten komplizierte Dinge, von denen er als einfacher Bauer nichts verstehen konnte.

Schließlich wandte ich mich vom Schreibtisch herum, bot ihm einen vornehmen Platz an, sprach über seinen Sohn, sachlich. Einem Fremden gab ich Auskunft.

NIEMAND hätte ihm fremder sein können in diesem Augenblick, an nichts war zu erkennen, daß wir einander kannten. Aber es tat mir weh.

Ich dachte an Joseph und seine Brüder, an jenen Augenblick, da sie vor ihm stehen - da Freude und Zorn in ihm eins werden.

Das war meine große Stunde, war die Stunde meiner Rache, war noch zu verletzt, als daß ich ihm hätte vergeben können.

Wir konnten uns unsere KINDERLIEBE nicht erhalten, unser Gemeinsames, mußten es zerstören, jedes von uns auf seine Weise, um einen jeden traurig

KINDERLIEBE

zurückzulassen.

Und doch ist von jenem Schönen etwas geblieben, denn ich schrieb diese Geschichte um unserer KINDERJAHRE willen, damit sie nicht verloren sei - die Liebe zweier Kinder, das andere war später und ist ohne Bedeutung. Wir konnten uns nur verletzen, weil wir einander geliebt hatten.

Vielleicht liest er einmal diese Geschichte und weiß, daß ICH ihm vergeben habe.

DEMETRIUS

Die Tage waren lang in den Bergsommern, dauerten von drei, vier Uhr früh bis neun, zehn Uhr abends.

Der letzte Gang hinaus auf den Balkon galt dem Lauschen der Kuhglocken, denn die Tiere verbrachten die Nächte im Freien ohne Absperrung und mußten ein letztes Mal geortet werden.

In ähnlicher Richtung würden sie morgen früh zu suchen sein, wenn sie still im Gras oder unter den Bäumen liegen werden.

Die Nächte waren kurz und heiß, einen Wecker brauchte keiner, auf jedem Hof gab es einen gewissenhaften Hahn, der seinen Lärm weit früher als nötig veranstaltete.

Weit lagen die Höfe auseinander, ein jeder für sich in der Einsicht.

Im Sommer aber kamen Leute ins Haus, fanden Arbeit beim Heuen, beim Schneiden des Korns, auch später beim Dreschen.

Viel war es nicht, was sie dafür erhielten, meist nur Kost und Logis, wenn man das äußerst einfache Essen und ein Lager auf dem Heuboden so nennen wollte.

Sie warfen sich zu Boden wie die Tiere.

So war es, und niemand dachte daran, diese alten

Dinge zu ändern.

Es waren Leute darunter, die anpacken konnten, andere fielen zur Last oder waren schon alt, im ganzen aber arme Teufel, die sich auf diese Weise durch's Leben brachten.

Junge kräftige Männer und heruntergekommene, abgerackerte Knechte - alle zusammen Tagelöhner nicht einmal, denn Lohn bekamen sie im seltensten Fall.

Blieben nach der Möglichkeit ohne Anhang, einem jeden Abenteuer offen. Sie wußten nicht eben wenig zu erzählen, hatten ihren Teil der Welt gesehen.

Der eine oder andere war in Amerika gewesen und wußte allerhand Geschichten, ob sie stimmten, wer weiß, einerlei auch, wenn er sie nur interessant genug vorzutragen verstand.

Der Hof, von dem hier erzählt werden soll, war gerade so einer, die Jahreszeiten bestimmten das Leben der Menschen, der Boden war die Grundlage, von der alles abhing, aber nicht nur die Erde, sondern auch die Hände, die sie bearbeiteten, entschieden über den Wohlstand.

Die Menschen, wenn sie in Einklang miteinander lebten, vermochten alles, wenn sie umzugehen verstanden mit der Natur, denn gab es auch Mißernten, Krankheiten unter dem Vieh - es war im letzten Ver-

laß auf diese Dinge.

Waren darunter aber Menschen mit gesegneten Händen und andere, die das Einfache für sich als zu wenig gut betrachteten. Viele gab es davon, aber von ihnen will ich nicht erzählen.

Es ging wieder auf den Sommer zu, die Heuarbeit stand an, dort und da hatte man schon angefangen, und auch auf unserem Hof - EINHOF vor Zeiten genannt, machten sie sich bereit zur Ernte.

Morgen wollten sie beginnen, in Gottes Namen - auf ein anhaltendes Wetter, ein gutes Einbringen.

Die Geräte standen bereit, die Holzwägen, die Ochsen, auch hieß es, daß Knechte von auswärts kommen sollten, aber man brauchte sie nicht unbedingt, sodaß morgen auf jeden Fall der Anfang gemacht werden konnte.

So saßen sie alle auf der Bank vor dem Haus, redeten vom vergangenen Tag, den Tieren, dem Heu - der Großvater, die Großmutter, die vier Söhne und die kleine Enkelin.

Fünf Jahre zählte sie jetzt, und der Hof war ihre Welt, ihr Interesse galt denselben Dingen.

Die Abende endeten auf den Hausbänken, dort saß man bis zum Einbruch der vollen Dunkelheit, bis die Gesichter nicht mehr zu unterscheiden waren.

Selten wurde viel gesprochen, einzelne Bemerkun-

gen nur, langes Schweigen dazwischen, ein jeder in seinen Gedanken.

Die Katzen setzten sich auf den Schoß, wurden gedankenlos gestreichelt. Zärtlichkeiten unter den Menschen gab es nicht in dieser Weise, nicht einmal in der Familienöffentlichkeit.

Auch dieser Abend ist so gewesen, ein wenig gesprächiger vielleicht wegen der Heuarbeit, aber im ganzen still.

Einer nach dem anderen ging zu Bett. Als alle schliefen, klopfte es.

Das Mädchen hörte es und guckte zum Fenster hinaus.

Da stand beim Brunnen vor der Tür ein großer Mann.

-Was willst du?- rief die Kleine so leise sie konnte und gerade so laut, daß er es vernahm.

-Hier schlafen und arbeiten- kam es von unten herauf.

-Geh ins Heu- sagte sie kundig, und er tat es.

Am Morgen sah sie ihn, und es war so, daß sie sich sofort verstanden.

Das Merkwürdige an ihm - er war ein Ausländer, weit herumgekommen trotz seiner Jugend. Die Sprache konnte er erstaunlich gut, man muß bedenken, daß er sich unter Knechten, die ihrer Sprache selbst

nicht mächtig waren, herumtrieb.

Er arbeitete gut, so tüchtig, daß es auffiel.

Anfangs hatten sie Zweifel gehabt, weil er kein Hiesiger war, etwas anders aussah.

Doch die Kleine hatte recht gehabt als sie ihn, ohne ihn zu kennen, einfach anstellte.

Wer weiß, ob sich's der Alte nicht noch überlegt hätte, man kann ja nie wissen, dort und da wird gestohlen und Schlimmeres getan - heißt es halt.

Es war recht so, und wenn er das Seine tat, mochte er bleiben, solange er wollte.

Er blieb in den Herbst hinein, länger als gewöhnlich einer zu bleiben pflegt, der nicht auf den Hof gehört. Die Kleine schloß ihn ins Herz, er war gewissermaßen *ihr* Arbeiter. Sie saß abends bei ihm, er erzählte ihr fremde Geschichten, unternahm kleine Spaziergänge mit ihr, trug sie, wenn sie müde war oder sich launisch aufführte, lehrte sie andere Wörter, sprach von fernen Ländern und von Griechenland, das er sein Heimatland nannte.

Sie behandelte ihn wie ihresgleichen, schob ihm Leckerbissen zu, weihte ihn in ihr ein oder anderes Geheimnis ein.

Es wurde aber höchste Zeit für ihn zu gehen, und es kam der Morgen, da er fort war.

Ohne Abschied ist er gegangen, wie es diese Leute

oft taten und ohne sich zu versichern, ob er nächstes Jahr wieder kommen dürfe.

Die Kleine, die sich an seine Unterhaltung gewöhnt hatte, ging grantig ihrer Wege. Es vergingen die Wintermonate, verging das Frühjahr, auch im Sommer kam er nicht. Wieder wurde es Herbst und Winter, und im Sommer darauf blieb er wieder aus.

Andere Knechte gab es, auch sie erzählten ihre Geschichten, aber, was waren das für Geschichten - wenn einer die von DEMETRIUS kannte!

Überhaupt hatte er eine seltsame Art von Zärtlichkeit gehabt, wie er sprach, wie er sie an der Hand führte und sie trug. Ach - sie erinnerte sich immer und immer an DEMETRIUS.

So gingen die Jahre, aus ihr wurde ein richtiges Mädchen, das nicht mehr mit den Knechten herumtut, das sich schön machte auf seine eigensinnige Weise.

Ihre langen dunklen Haare flocht sie zu Zöpfen, sie fielen ihr bis an die Hüften, sie steckte sich Blumen ins Haar, las gerne Bücher, schrieb kleine Gedichte.

Oh - ab und zu dachte sie wieder an ihn, der mochte jetzt ein älterer Mann schon sein, vielleicht längst heimgegangen.

Sie erinnerte sich noch einiger Worte: -Guten Tag- hätte sie ihm noch sagen können und -Gute Nacht-

in seiner Sprache.

Einmal als sie abends beisammen gesessen waren, hatte er etwas Merkwürdiges gesagt, etwas von der Art wie: daß er sie einmal besuchen werde.

Aber er hatte sie vergessen.

Sie ging an Feiertagen zum Tanzen, sie war begehrt, schön wie sie - und mit einem herrlichen Hof waren nicht viele.

Es kam der Tag, da sie nachts mit einem heimging, von dem sie sich küssen ließ, der wiederkam, sie ernsthaft umwarb.

Sie aber blieb kalt und wies ihn ab. So ging die Sache entzwei.

Es folgten einige Liebschaften, und mit dem Letzten hatte sie einfach geschlafen. War nichts Großes gewesen, es geschah und bedeutete ihr nichts. Sie dachte an DEMETRIUS.

Fünf Jahre war sie alt gewesen, und sie konnte ihn nicht vergessen. Mit einem Mal kam ihr jener Gedanke, der sich in ihr festsetzte wie etwas Kostbares. Es konnte ihm etwas zugestoßen sein, ja gewiß, es war ihm etwas passiert, es konnte gar nicht anders sein.

Fortan glaubte sie mehr und mehr daran, sie hatte eine LIEBE!

Und wer besaß eine Liebe wie sie!

Es kamen wieder Verehrer, sie wollte allein bleiben, doch auch die Großeltern gaben immer unvorsichtiger zu verstehen, daß es an der Zeit sei, sich zu entscheiden, und nachdem alle Söhne fortgegangen waren, einen jungen Herrn auf den Hof zu bringen.

Der beste unter den Burschen bat sie, um ihre Hand anhalten zu dürfen. -Meinetwegen- sagte sie.

Er wunderte sich über die verstandesmäßige Art, in der sie es abmachte mit ihm, doch sie hatte ihn genommen. Was wünschte er sich mehr!

Sie ging ins fünfundzwanzigste Jahr, und zwanzig Jahre lag nun die Sache mit DEMETRIUS zurück.

Sie lebte als junge Herrin auf dem Gut, hatte wie früher die Großmutter das Sagen, der Umgang mit ihr war nicht immer leicht, sie konnte unversehens zornig werden und die Knechte in einer Art zurechtweisen wie es einer Frau nicht anstand.

Der junge Bauer war ein guter Mann, er hielt sie wie eine Herrin, allein, sie bekamen keine Kinder.

Von Monat zu Monat war sie jetzt mißmutiger. Der Hof gedieh, sie besaßen Vieh und Felder, einen prächtigen Stall, eine Menge Gebäude für die Wirtschaft, sie lebten in Wohlstand.

Drei Jahre waren sie schon beieinander. Wieder war Frühling, und zeitweise wurden auch ihre Gedanken an DEMETRIUS schwächer.

Tagaus-tagein das Vieh, die Pflichten, die Arbeit, die Winternächte waren lang und kalt gewesen, ihre Ehe ging schon in gewohnter Regelmäßigkeit dahin. Dann wieder gab es Tage und Nächte - strahlende, weil die Phantasie sie fortriß, sie träumte von DEMETRIUS, weinte in ihre Polster, traurig war sie danach nicht.

Sie wußte ja, daß eine Ehe auf einem einsamen Bergbauernhof keine aufregende Sache ist, bestimmt wird von den Ereignissen in der Wirtschaft mit den Kühen, Schafen und anderem Vieh, unterbrochen von einigen kirchlichen Festen.

Trotz ihrer Kinderlosigkeit genossen sie Ansehen, sie waren bekannt für ihre Wohltätigkeit. Sie stand keinem Hof vor, von dem es hieß, daß sie Bettler fortjagten. Gegen derlei herumziehendes Volk hatte die Bäuerin eine seltsame Milde, sie unterhielt sich gerne mit den Leuten, und sie schliefen bei ihr nicht im Heu.

Einmal in diesem Frühling sah sie einen dunklen Mann den Weg zum Hof heraufkommen. Sie lief um das Fernglas und verfolgte ihn zitternd, aber es war der *Schwarze Krämer* - einer mit einem Bauchladen und einem großen Spezialrucksack für seine vielen Waren, die er anschleppte, bergauf, bergab; talein, talaus war er unterwegs mit seiner Last.

Das Bild des einem Tragesel gleichenden Krämers schien ihr allzeit ein Bild für das Leben zu sein.

Sie erwartete ihn schon an der Tür, kaufte ihm allerhand ab, sie feilschte nie, das mochten andere - Ärmere tun oder Geizige.

Auch Kindersachen trug er bei sich, aber er wußte die Verhältnisse, hatte sie mit einem Blick abgeschätzt und dieses Fach in seinem fliegenden Laden übergangen.

Sie bemerkte es, auch er sprach es nicht aus, niemand tat es, und doch - wie lange mußte sie sich das noch gefallen lassen!

Es war ihr so bitter, das zu schlucken, sie dachte oft daran, einen Arzt in der Stadt aufzusuchen, verwarf aber die Idee wieder eins ums andere Mal.

Sarah war es schon nicht mehr nach der Weiber Art ergangen, hieß es, aber so weit war sie noch lange nicht! Sie verzieh es dem Krämer.

Die Sonnwendfeier stand bevor in den Bergen, ein großes Fest, der Beginn des kurzen Sommers, auf den Höfen machte er jetzt sein Geschäft mit allerlei Schmuck und Tand, der Jude kannte sich aus, kam nicht zur un rechten Zeit. Im Frühjahr vor Ostern - kam er da nicht, dann war es vor Sonnwend, das zweite Mal im Herbst auf Erntedank, wenn er wolle ne Stoffe bei sich trug, Decken und dicke Kopf -

tücher, Barchentunterwäsche für die Frauen.

Er tat geheimnisvoll und wundersam, hatte für sie ein goldenes Tuch dabei, sie jauchzte, als sie es sah, nahm es ihm ab und eilte davon, brachte es zurück und meinte, das sei nichts für sie, zu auffällig und prachtvoll, nein - sie trug kostbare, aber einfache Dinge.

Dennoch, sie kaufte eine Menge, der Mann tat ihr leid, ein Herumzieher, ein Gläubiger vielerorts, sie verpflegte ihn, bot ihm das Übernachten an, hatte sich vorgenommen, etwas zu tun, daran sie oft gedacht, dazu sie aber bisher nie den Mut aufgebracht hatte. Es gab die Angst vor der Antwort, die ihr vielleicht die Hoffnung nahm.

Aber diesmal gab sie sich die Freiheit zu fragen - zu fragen nach DEMETRIUS DEM GRIECHEN, aber der Jude schüttelte den Kopf.

-Ja, ja, aber nein, der nicht, vor Jahren vielleicht, aber jetzt, einerseits möglich, andererseits, wer weiß, die Jahre, nein.- Er könne nicht dienen.

-Leider! Gott der Herr aber ist barmherzig, auch unergründlich in seinen Entschlüssen und hart oft genug, unnötig streng vielleicht.- Aber ER müsse es wissen.

Ja, er wolle sich umsehen, die Augen und Ohren offenhalten, landauf, landab, wie er gehe.

-Ja, ja, Mann und Frau, sehr kompliziert, einfach auch wieder, wenn man bedenkt. Ja, der Liebes-schmerz ist ein erhabener Schmerz, keiner von den gewöhnlichen Schmerzen, Gott sei mit dir!-

Er, der Krämer wolle sein Möglichstes tun.

Er kannte ihn also nicht, es gab ihn nicht mehr, er war wohl längst heimgefahren.

Er hatte Verbindungen der Jude, Freunde, Verwandte überall in der Welt, auch in Griechenland.

Ob sie nichts Genaueres wisse, einen Ortsnamen vielleicht, einen Familiennamen, einen Vatersnamen?

-Nein- wie hätte sie das wissen sollen!

Er war ja einfach gegangen damals, ohne Abschied vor fast fünfundzwanzig Jahren.

-Ja, ja, man wird sehen.-

Zur Sonnwendfeier ging die junge Bäuerin fein geschmückt und gekleidet in ihre dunkle Tracht, wie es ihr anstand, einen Blumenkranz um den Frauenknoten, keine Zöpfe mehr.

War schön und jung genug, sich ins Gras zu werfen und diese Nacht zu feiern.

Wie die anderen trug sie einen Eßkorb bei sich, auch Wein und Schnaps, und guter Dinge schien sie zu sein.

Ohne Anhang wie ein junges Mädchen kam sie daher, sie ließ keine Sorgen zurück daheim, nur die ei-

ne, aber die war verschlossen in ihr. Wen ging es was an!

Ja, sie schauten auf sie, wie war sie herrlich in ihrem schwarzen Staat, aufreizend einfach, dennoch sah ein jeder ihren verhüllten Leib.

Eine besondere, eine kluge Frau, die sich bildete in verschiedenen Dingen und angeblich ausländische Bücher las.

Sollte sie, sie fühlte sich eben besonders, das war immer so gewesen, solche hatte es immer gegeben.

Sie hockte am Feuer bei den anderen Frauen, den Verheirateten, den wenigen, die anwesend waren außer den jungen Mädchen, und auch die jungen Männer warfen verstohlene Blicke nach ihr.

Ihre Freundin M. kam mit ihrem Mann, sie schwatzten und scherzten. Beiläufig meinte M., bei ihr sei ein GRIECHE am Hof zur Arbeit, der nach IHR gefragt hätte, einer, der vor Jahren in der Gegend gewesen sein müsse.

SIE ATMETE NICHT MEHR.

M. sprach weiter davon, daß er heute abend ohnedies kommen wolle mit den anderen Knechten und Mägden.

Was aus dem kleinen Mädchen geworden sei, habe er sie gefragt, und da habe sie ihm gesagt, wie es mit ihr war. Ob das recht sei?

Da kamen ein paar Männer hinzu, einer von ihnen war ER.

Sie sah ihn im Feuerschein, sie erkannte ihn sofort. Ob er sie auch wiederkennen würde? Er schaute die Frauen genau an, nicht unverschämt, aber ernst, eine um die andere.

Mit einem Mal setzte die Bewegung seiner Augen aus, er hatte SIE gesehen, er hatte sie gesehen!

Es wurde nach Essen gerufen, die Frauen gingen mit den Körben herum. Sie war nicht im Stande, mit ihren Sachen, die sie extra fein gemacht hatte, aufzustehen.

Man rief sie an beim Namen, ein Lächeln flog über sein Gesicht, sie faßte sich und bot den Gästen ihren Korb.

Vor DEMETRIUS sank sie auf die Erde und hing in seinen Augen.

DEMETRIUS aber sah vor sich eine Frau, die ihm, auch ihm, Speisen anbot, ihre mit Wasser sich füllenden Augen senkten sich, und die Tränen rannen über ihre Wangen, so heiß und schwer, es schlug ihm ein übermächtiges Gefühl entgegen.

Endlich schauten sie alle an, er wich zurück, es waren Menschen um sie, was sie taten - verboten.

In seiner Verlegenheit nahm er ein Stück Brot aus ihrem Korb, fing sich langsam und meinte zu seinem

Nachbarn, daß er sie als ganz kleines Mädchen zuletzt gesehen habe.

-Ach so, ja dann, ja, so geht es.-

Der Abend verflog, die Nacht, die beiden näherten sich einander nicht mehr.

Am nächsten Tag, einem Sonntag besuchte sie ihre Freundin.

Ach, das waren gewöhnliche Sonntagnachmittage, die Frauen saßen dort und da mit ein wenig Näharbeit zusammen und trugen die Neuigkeiten zueinander und auseinander. So war sie beiläufig zu M. gegangen.

Sie redete nichts davon, was ihr am Herzen lag. Sie wollte ein wenig kundschaften - sie war mit keiner schlechten Absicht da, ein bißchen hinterlistig vielleicht, denn sie erfuhr, wie erhofft, im Gespräch, daß sie lauter Hofknechte hatten, nur einen Fremdarbeiter dieses Jahr.

Dieser wolle im Heu schlafen, hatte das Bett abgelehnt in der Kammer.

Nun, soll er, Hauptsache, er tue seine Arbeit gut, und wenn alles stimme, könne er ja vielleicht den Winter über bleiben und eine Bezahlung erhalten.

Andere kamen hinzu. Es war die Rede von gestern nacht.

Eine Andeutung fiel in ihre Richtung, aber man ging

darüber hinweg. Sie wußte nun, daß es bemerkt worden war, sie wollte nicht darauf eingehen, sich auf keinen Fall rechtfertigen.

Am besten, sie schwieg. Alles andere wäre nur verdächtig gewesen.

So kam es, daß sie herausfand, was sie unbedingt wissen mußte -er schläft im Heu- hatte sie gesagt. Oh die M.! Sie konnte mit ihr rechnen, sie verstand. Vielleicht auch bleiben über den Winter! Sie rang mit sich - lange.

Er kam nicht, nein. ER tat dieses Mal nicht den ersten Gang. Es war an IHR, zu klopfen in der Nacht.

In einer der folgenden Nächte hatte sie ihren Mut beisammen und schlich sich fort.

Wie häufig auf den großen Höfen schliefen die Eheleute getrennt. So war es so schwer nicht, unbemerkt wegzukommen.

Sie zog, wie nach der ersten Überlegung, doch keine prächtigen Kleider an. Wer weiß, es konnte einem jemand begegnen. Der Weg war nicht kurz - Zufälle, Überraschungen, will's der Teufel, aber die Haare flocht sie zu Zöpfen, sie machte sich schön in ihrer einfachen Art.

So ging sie, glühend, feierlich.

Das war die Sommernacht ihres Lebens, sie mußte ihn sich nehmen. Niemand gab ihn ihr, nein, sie war

keine Magd, die wartete bis ihr geschah, sie hatte so lange warten müssen.

Eine Stunde Fußweg durch die Wälder, ihre eigenen Felder in Blüte - duftende Nacht.

An der Scheune klopfte sie so leise wie möglich und doch laut genug, um gehört zu werden.

Einlaß wollte sie nicht, nur, daß er es auftat das Tor daß ER - SIE gewährte.

Endlich. -Wer da?- kam es von drinnen, doch sie antwortete nicht. Es war SEINE Stimme. Sie pochte wieder.

Da wurde die schwere Holztür von innen geöffnet.

Sie trat ein paar Schritte zurück.

Er folgte ihr ungläubig - doch willig, stopfte sein Hemd in die Hose, streifte das Heu von sich ab, schüttelte den Kopf, daß die Heublumen zu Boden fallen sollten - ein reines Verlegenheitswerk. WIE stand er auch da vor ihr!

-Komm'- sagte sie, -komm', ICH bin gekommen ZU DIR, laß' uns gehen woandershin.- Sie war wild, ihr Puls schlug überall.

Und ER! Durfte er das?

Oh ja, sie wußte, wo sie ihn hinführen wollte! An einen Platz am Waldrand, an dem sie einmal mit ihm gesessen war, mit ihm, mit niemandem sonst und allein - viele Male danach - an jenen heiligen Ort woll-

te sie ihn bringen.

Da blieb sie stehen, er zog ein wenig schüchtern beinahe sein Hemd aus und breitete es auf den feuchten Boden, deutete ihr, sich darauf zu setzen.

Sie tat es und bog ihn zu sich herab, und er, bald ohne Widerstand, ließ es geschehen, sie war das kleine Mädchen nicht mehr.

IHRE ERSTE NACHT, was soll ich sagen, sie blieben liegen beieinander, und er konnte nicht von ihr lassen, holte eifrig nach, was unter besseren Umständen weit früher hätte geschehen sollen.

Sie sprachen nicht viel, die Jahre hatten es abgetan, sie kannten einander aus vielen Gedanken und Träumen.

Es tat nicht not, diese Stunde zu erklären, diese selige Nacht.

Wie er war, da wußte sie - er liebte sie auch, es hatte keine Vergeblichkeit gehabt mit dem Warten auf ihn.

Sie fragten einander nichts Quälendes, es gab keine Eifersucht, keine Fragen nach der Vergangenheit. Sie genossen einander, und ein jedes fühlte sich sicher in der Liebe des anderen.

In der nächsten Nacht kam sie nicht bis zur Scheune, er wartete an derselben Stelle.

Sie aber trug eine Decke bei sich, ein wenig

Naschwerk, das alles breitete sie ins Gras, und es war ihr Lager.

So verging der Sommer. Tagsüber gab es viel Arbeit, aber in den Nächten draußen im Freien - waren auch Regen- und Gewitternächte darunter - standen sie stundenlang beieinander, unter einem Baum, dem Vordach eines Heustadels.

Oft waren sie naß, die Kleider klebten an ihnen, so lernten sie sich kennen - so - wie sie nun waren.

Als die Ernte zu Ende kam, fragte der Grieche um ein Bleiben über den Winter.

So weit ist es gekommen mit ihm, so dreist war er jetzt, und es zeigte sich, daß er in all der Zeit seiner Abwesenheit Geld verdient hatte und eine kleine Erbschaft gemacht, soviel jedenfalls, daß er sich eine nahe, halbverfallene Mühle mit ein wenig Grund erwerben konnte, ein paar Kleintiere dazu.

Es war nichts Großartiges, aber sein Eigentum, und so wenig es sein mochte gegen ihren Besitz, es war ihrer beider Paradies.

Die Herbstmonate brachten ihr die Gewißheit, daß sie ein Kind bekam, die Sache mit DEMETRIUS konnte natürlich nicht geheim geblieben sein.

Ihr Mann hatte ihr Fortschleichen längst bemerkt gehabt und es still geduldet, und sie selbst war jetzt froh und traurig zugleich.

Er wollte sie trotz des fremden Kindes behalten, alles hingehen lassen, alles nehmen wie es war.

Doch war sie nicht mehr seine Frau, es ging ihr nicht um seine Gnade.

Großes Durcheinander hatte sie gebracht über das Gut, Unglück nannten es die Großeltern.

Eines Abends im Herbst nahm sie sich zusammen und versammelte ihre Leute um sich, eröffnete ihnen in bewegten Worten - wie es stand mit ihr - und daß sie von dem GRIECHEN nicht lassen könne.

Es sei ihr um alles leid, aber sie mögen ihr verzeihen, sie wolle ihnen alles zurücklassen, ihren Mann einer anderen, einer Besseren gönnen.

Sie sprach von DEMETRIUS, nannte ihn beim Namen, erzählte wie er gegangen war damals, wie sie geweint hatte als kleines Mädchen schon, sie müsse nun gehen zu ihm, sie trage sein Kind, alles sei ihre Verantwortung, ihre Sünde, sie habe es so gewollt, nicht ER, es sei ihm keine Wahl geblieben.

So stand sie vor ihnen, alle Schuld lastete auf ihr, ihr aber schien sie leicht.

Die Schwangerschaft sah man ihr schon gut an, sie war noch schöner als früher, ein Weib in all seiner Herrlichkeit, eine schwangere Königin.

Vielleicht sei es nicht gut vor den Menschen, ihren Großeltern, ihrem Gatten, aber gewiß vor GOTT

DEM HERRN, der sie für einen anderen bestimmt hatte.

DER vor langer Zeit, im Anfang aller Zeit ohne das Wissen der Menschen, nur BEI SICH SELBST diese Liebe beschlossen hatte.

So war sie aufbewahrt gewesen durch alle Ewigkeit hindurch, um in diesem Sommer ihre Erfüllung zu finden. Eins zu werden in den Menschen, für die sie gedacht war.

- Ja, aber wie soll das weitergehen, du kannst nicht fortgehen von uns. Was ist dir geschehen, daß du so redest? Du bringst Verdruß über uns und Schandel!- Das andere verstand sie nicht mehr, es ging in Großmutter's Weinen unter, auch der Großvater war nicht Herr der Lage, er schwieg, rauchte seine Pfeife, das einzige, woran er sich festzuhalten schien, starrte verloren vor sich hin.

Sie aber hielt ihrem Gatten die Hand hin und bat ihn um Verzeihung für alles.

Ein anderes Mal gab es eine größere Versammlung. Die Schwiegereltern waren geladen. Es wurde über die Vermögensverhältnisse beratschlagt.

Ihr Mann sollte einen hohen Betrag erhalten, sie war gezwungen, einen großen Teil des Waldes zu verkaufen, auch Vieh.

Den Großeltern fiel es schwer, auf diese Art Besitz-

jahrhundertealten-Besitz zu verlieren, doch blieb ihnen nichts anderes übrig.

Die Ehe wurde aufgelöst, nachdem man die Unfruchtbarkeit des Mannes als Grund hatte bestätigen lassen. So war es in diesen Tagen.

Als diese Qualen durchgestanden waren, meinte sie, daß sie heute DEMETRIUS holen gehe - ob sie das dürfe?

Die zwei alten Leute waren in der Stube und warteten, im Sonntagsgewand, sie war gegangen, ihn zu bringen - den Ihrigen.

-Es ist gar nichts Gewöhnliches an ihr, immer ist sie besonders gewesen.- So redeten sie.

-Wie sie das alles durchsteht, was sie für eine Liebe gefunden hat!-

Ein wenig bang war ihnen schon, aber auch Stolz war da. Die Ehe war ja Gott sei Lob & Dank aufgelöst worden und so kirchlich in Ordnung gebracht.

Sie durfte wieder heiraten, und das Kind würde ja auch einen ehelichen Stand haben.

Es dauerte lange, die Großmutter sorgte sich, es war kein kurzer Weg, sie ging allein in ihrem Zustand. Sie wollte ihr entgegengehen, fand anders keine Ruhe.

Doch - endlich sahen sie etwas den Weg heraufkommen, ja, da kamen sie - was sag ich - es war nur ei-

ner!

DEMETRIUS trug sie den ganzen Weg herauf, trug sie bis in die Stube herein.

-So, da sind wir- jubelte sie und wurde von DEMETRIUS auf den Boden gestellt.

Ja, da waren sie, da war nichts zu machen, sie paßten zueinander, waren einander ebenbürtig, das sah ein jeder sogleich.

DEMETRIUS ein reifer kräftiger Mann, und er reicht der alten Bäuerin die Hand, die augenblicklich das Weinen anfängt.

Er aber schließt sie in die Arme und küßt ihr die Haare und die Stirne - das ist aber ganz etwas Neues, und seltsam schüchtern ist die alte Frau, aber glücklich zuinnerst.

Schließlich schämt sie sich und lacht und weint in einem, und er wischt ihr die Tränen weg.

-Es ist recht DEMETRIUS- sagt der Alte, -wir bitten dich darum, daß du bei uns bleibst und gut bist auf uns und auf deine Frau- und zwingt sich zu einer halbwegs männlichen Haltung.

Die Männer schütteln sich bedeutend die Hände, und die Frauen decken einen festlichen Tisch, es wird gelacht und gescherzt und Gutes aufgetragen. Es ist doch noch Glück gekommen über das Haus. Es folgt eine prächtige, doch stille Hochzeit, die

DEMETRIUS

Braut trägt ihre schwarze Festtracht, längst ohne die Schürze, der goldene Kranz im Haar ist von DEMETRIUS.

IN EINER FRÜHLINGSNACHT KAMEN AUF DEM HOF ZWEI KINDER ZUR WELT, EIN RICHTIGES ZWILLINGSPÄRCHEN, EIN BUB & EIN MÄDCHEN, SIE ERHIELTEN DIE NAMEN DER ELTERN.

Ich lasse die Geschichte hier zu Ende gehen, könnte sie ebensogut hier beginnen lassen, aber so geht es mit dem Geschichtenerzählen, sie haben einen Anfang und ein Ende.

Vielleicht schreibe ich sie einmal weiter oder anders gesagt, schreibe die Geschichte, wie sie sich auch hätte zutragen können. Denn, wer sagt, daß es genauso war?

So war mir nur die Rahmenhandlung bekannt.

Wie die beiden im einzelnen waren - wer kann es wissen?

AUS DEM ZYKLUS VARIATIONEN ÜBER EIN
THEMA
GESCHICHTE EINER DIENERIN I

Ein verlorengegangenes Manuskript zwingt mich, diese Erzählung noch einmal zu schreiben, keine schmerzt mich wie diese, und ich muß sie noch einmal durchleben. Es bleibt die Geschichte eines Menschen, dessen Schicksal vielleicht entscheidend für mich geworden ist.

In meiner frühen Erinnerung tritt mir eine alte, bucklige Gestalt entgegen, kommt gespenstisch größer werdend auf mich zu, streicht mir übers Haar, berührt vorsichtig meine Hand - eine stumme, eindrucksvolle erste Begegnung, die zerstört wird durch das laute, harte Auftreten von G., die das Weib anschreit und fortstößt. Ohne sich zu wehren, geht es davon, dreht sich verstohlen noch einmal um.

Und gebe dieser kleinen, verkrüppelten Frau ihren wirklichen Namen, ohne den ich sie mir nicht vorstellen kann und vorstellen will, auch nehme ich mir nicht das Recht heraus, einen anderen für den ihren zu setzen, niemand als sie hat dieses stumme Leiden gelebt.

War die Schwester meines Großvaters, auf dessen Hof ich aufwuchs, sie war dort die Magd, die das

Grobe tat, das Schmutzige, das Schwere, und wurde ausschließlich zur Arbeit mit ihrem Namen *Rosi* gerufen.

Und wie es ist, wird ein Mensch das, was er tut, und so war sie jemand, den man anschrie, herumstieß und - auch - schlug.

Ich habe das nie verstanden, nicht als Kind und später nicht. Doch war es noch so in der bäuerlichen Gesellschaft dieses Jahrhunderts, und niemand machte sich darüber Gedanken.

Als Schulmädchen hatte sie eine Kopfgrippe, wie sie es nannten, gehabt, und war danach nicht mehr wie vorher.

Sie verstand manche Dinge nicht mehr richtig, vergaß das eine oder andere. Mit der Zeit wurde sie schwerhörig, wohl weil man sie immer anschrie, und schließlich wußte keiner mehr, ob sie es nicht gehört oder nicht verstanden hatte, wurde einfach als idiotisch behandelt.

Daß man sich ihrer nicht schämen mußte, durfte sie nicht fort vom Hof, wäre gerne in die Kirche mitgegangen, die einzige Zerstreuung damals, oder wenigstens auf den Kirtag, den großen Feiertag des Jahres, an den sie sich oft erinnerte, wie sie als kleines Mädchen vor ihrer Krankheit mit offenem Mund und glänzenden Augen vor dem billigen Tand gestanden

hatte.

Verstohlen suchte sie mich, rührte mich an, lächelte stumm, zahnlos, bewunderte meine Kleider, die Maschen meiner Zöpfe an Sonntagen und nannte mich einen schönen Engel.

Mich verwöhnte G., machte mir Kuchen, ging mit mir in die Stadt, versah mich mit jenen Gewändern und Schleifen, die *Rosi* so sehr gefielen.

So lebte sie neben mir, tagtäglich, bettelte in der Früh, zu Mittag und zu Abend um ihre Mahlzeiten, es war nicht selbstverständlich, sie zu ernähren, sie würde sich schon melden, wenn es sie hungerte.

Manchmal suchte sie mich und bat mich um ein Stück Brot, oder einen Schöpfer Milch, konnte ihr den Wunsch nur im Geheimen erfüllen oder indem ich behauptete, es sei für mich, und müßte Hungers sterben augenblicklich, so ich nichts bekäme.

Rosi lebte in einem alten, halbverfallenen Haus neben dem Hof. Dort war es kalt und leer, im Sommer und im Winter. Da stand eine Bettstatt mit einem feuchten, löchrigen Strohsack darin, die Decken waren schmutzig und zerrissen.

Im Eck über der Schlafstätte prangte in falschem Gold und Silber der Herrgottswinkel mit einem Madonnenbild, dessen Gesicht hinter der Rußschicht nicht mehr zu erkennen war.

Da tat sie Blumen hin an jedem Sommertag, wässerte sie ein in gefundene rostige Konservendosen. Dort habe ich sie beten sehen und weinen, oft saßen wir so in stiller Zweisamkeit - zu mir hatte sie Zutrauen - ich war ein Kind wie sie.

So ist meine erste Erinnerung nicht einfach ein Bild, das vor mir geschehen ist, sondern ein mich ganz erschütterndes Gefühl von Mitleid, und sollte es nicht mehr loswerden und doch nicht mehr erleben, wie ich es *Rosi* gegenüber hatte.

Sie durfte sich nicht in der großen Stube des Bauernhauses aufhalten, in der Wärme, der Nähe von Menschen.

Das trockene, gute Holz, das sie den Sommer über zusammengetragen, mit Großvater, ihrem Bruder, gefällt und aufgeschichtet hatte, war nicht für sie, es wurde nur am Hof verheizt.

Die Abfälle konnte sie haben, die schwer zu hackenden Klötze, und so war ihre Behausung immer von Rauch erfüllt, die Augen schmerzten, die dürftige Einrichtung verschwand wie die kleine Gestalt in einem weißen, beißenden Nebel.

Man sah nicht von einem Ende zum anderen, wenn das Zimmer auch nicht viel mehr als fünf Schritte in jede Richtung maß. Wie zwei Gespenster saßen wir eng beieinander, um uns sehen zu können, und es

war seltsam geheimnisvoll.

Rosi roch darum wie ein verbranntes Stück Holz und sah mit der Zeit ihres großen Buckels wegen auch so aus.

Dieser Buckel, der sie immer tiefer auf die Erde herabzog, sie niederdrückte, jeden Handgriff erschwerte, schloß sie gleichfalls aus, aus der menschlichen Gemeinschaft. Niemand wußte, ob sie damit schon zur Welt gekommen war, oder ihn durch die frühe schwere Kinderarbeit erworben hatte, und niemanden interessierte es.

Weil sie nicht war wie die anderen, hegten sie auch keine Gefühle für sie. Die Kinder meiner Großeltern übernahmen mit der Zeit die rohe Behandlung, und wenn sie ihr auch zusätzlich nichts antaten, verteidigten sie sie auch nicht.

So blieb sie G., ihrer unmittelbaren Vorgesetzten, ausgeliefert, ihren Launen und Enttäuschungen, ihrem Zorn über anderes.

Rosi aß die Reste, oft genug halb verdorben, das harte Brot, nicht selten eines, das zuerst geschimmelt und dann ausgetrocknet war, konnte es ohne Flüssigkeit nicht hinunterbringen, bettelte mit gefalteten Händen um Milch, die G. ihr unwillig hinstieß.

Vor vier Uhr früh stand sie auf, ging als erste in den Stall, tat den ganzen Tag die Arbeit - in der Scheune,

auf dem Feld, im Garten, im Wald, bei den Tieren.

Erschien zu den Essenszeiten, nur um zu schauen. ob etwas blieb, denn niemand rief sie.

Einmal hörte ich meine Mutter sagen, als wir längst fort waren vom Hof, sie hoffe, daß G. das nicht werde einmal zu büßen haben.

Die Tiere des Hauses wurden regelmäßig gefüttert, ja, der Tagesablauf richtete sich danach, sie konnte man verkaufen, nicht *Rosi*, die ein überflüssiger Esser, ein Krüppel nur, war.

Großvater kümmerte sich nicht um die kleinen häuslichen Belange, nicht um den Stall, überwachte lediglich die große Organisation des Hofes, und für ihn hatte *Rosi* augenscheinlich ihr Auskommen, für das er sich bei der Gutsübernahme verpflichtet hatte.

Das Essen trug sie fort wie ein Tier, als müsse sie auch das Bescheidene noch in Sicherheit bringen, trug es in ihre rauchige, kalte Stube und verzehrte es dort voller Andacht - das Geschirr auf dem Schoß, weil der Tisch für die Bucklige schon zu hoch geworden war, so hockte sie daneben und schlürfte die Suppe, die Milch, weinte, wenn sie etwas verschüttete, weil es verloren war.

Bevor sie zu essen anfing, machte sie das Kreuzzeichen - drei Kreuzchen, eins auf die Stirn, eins auf den Mund, das letzte auf die Brust, und schon damals

dünkte es mich das traurigste, das sich denken läßt. Während des zweiten Weltkrieges, den sie erlebte, waren einmal Männer gekommen, in Uniformen, und hatten sie wie eine Verbrecherin fortgeschleppt. Sie hatte geweint und geschluchzt, trotzdem war dies, was sie verlassen sollte, das einzig ihr Vertraute, ihre ganze Heimat.

Auf eine Intervention ihres Bruders hin kam sie zurück und ging nicht, wie andere Schwachsinnige des Ortes, in die Gaskammern.

Wenn Besucher kamen, stand sie vor der Tür, in der Hoffnung, daß man ihr etwas mitgebracht hätte, alle fand sie schön, sie lächelte die Leute an, konnte sie nur aus einiger Entfernung erkennen, da der Buckel ihr nicht erlaubte, mit den Augen über die Hüften der Gäste in deren Gesichter zu sehen.

Mit dem Tod von *Rosi's* Mutter, dem einzigen Schutz, dem einzigen Erbarmen, hatte für das Mädchen das ihr von den Umständen vorherbestimmte Leben begonnen. Durch ihre Krankheit, die Konstellation auf dem Hof, waren die Weichen längst gestellt.

Die Mutter hatte ihr den Glauben an einen Gott zurückgelassen und eine schönere Erinnerung. Was jetzt kam, geschah, wie ihr alles geschehen war, und sie blieb daran gebunden ohne Ausweg.

Als ich größer wurde und das Haus verließ, um in die

Schule zu gehen, bei meinen Eltern zu leben, da ließ ich sie zurück, ging fort also, kam nur noch in den Ferien.

Das eine oder andere Mal mochte sie nach mir gefragt haben.

Wenn sie mich endlich die Felder heraufkommen sah, hüpfte sie mir entgegen, drehte sich höchstens noch verstohlen um - zu sehen, ob sie nicht zurückgerufen wurde - hatte sie doch die Arbeit einfach liegen lassen, was Schimpfen und Schreien bedeuten konnte, vielleicht sogar einen Fußtritt oder einen Stoß mit dem Besenstiel.

Aber sie lachte, streckte mir ihre dürre, kleine Hand entgegen und lallte die Sprache, die ich verstand, die nach Eßbarem fragte, um Süßes bettelte, und meine Mutter hat mir immer ein Päckchen für sie mitgegeben.

Ihre Mutter war länger als ein halbes Jahrhundert tot, aber noch immer sprach sie von ihr, fragte nach dem Grab, das sie nicht kannte, und ob ich es gesehen hätte, noch immer trauerte sie, und heiße Tränen rannen ihr über die faltigen Wangen.

Die Härte des Daseins nahm ihr nicht die Erinnerung an die Mutter, die Tränen um sie, lange weinte sie nicht mehr, wenn sie angeschrien oder geschlagen wurde. Wenn sie an die Mutter dachte, überkamen

sie Traurigkeit und Hoffnung zugleich.

Sie trug die Erinnerung an sie durch ihr elendiges Leben wie eine wunderbare Legende, und der Tod war ihr kein Schrecken, sondern die Rückkehr zur Mutter - für diesen Glauben lebte sie, dieser Glaube war das einzige, das ihr niemand nehmen konnte.

Jahre später kam ich wieder. *Rosi* ging mir nicht entgegen, ich suchte mit den Augen die Felder ab. Aus ihrem Häuschen rauchte es nicht, es war eine eigenartige Stille um das ganze einsame Anwesen.

G. empfing mich freundlich, doch bedrückt. Sie wußte, daß ich, auch auf die Gefahr hin, sie zu verstimmen, nach *Rosi* fragen würde, und ich tat es.

Da sah ich sie zum ersten Mal weinen - diese stolze Frau, zum ersten Mal verzweifelt, und sie führte mich in ihr eigenes Schlafzimmer.

Hier lag sie, die kleine Gestalt und schlief, in einem ordentlichen Bett, wo es warm war, ohne Rauch; ich atmete erleichtert auf, denn sie LEBTE.

Das Gesicht war schmal, fiebrig; wie ein ganz kleines Kind hielt sie die Hände - die Finger zur Faust geschlossen - neben dem Gesicht.

Ich wartete lange, bis sie aufwachte, langsam schlug sie die Augen auf und schaute mich von weit her an, sie erkannte mich, versuchte zu lächeln, doch es gelang ihr nicht wirklich.

Ich begriff, daß etwas geschehen sein mußte, was sie mir nicht sagen konnte.

Später erfuhr ich, daß es eine schwere Auseinandersetzung zwischen G. und ihr gegeben hatte, wobei G. ihr eine Mistgabel nachgeworfen und sie lebensgefährlich verletzt hatte. Geriet in große Bedrängnis von seiten des Großvaters und von seiten des Arztes, und G. war nun auch verändert.

Rosi wurde wieder gesund, doch sie war nicht mehr wie früher, sie war langsam geworden, sann vor sich hin, sie weinte nicht mehr und lachte nicht mehr.

Die Geschenke, die ich ihr brachte, bedeuteten ihr nichts mehr, sie schob sie beiseite oder steckte sie wortlos ein.

Der Hof wurde übergeben, meine Großeltern zogen fort, *Rosi* ließen sie zurück wie andere Gegenstände auch, und sie mußte sich nun wieder vor einer neuen, jungen Bäuerin behaupten, sie tat ihre Arbeit, und was auch geschehen mochte, ihr hatte es nichts mehr an, sie lebte nun jenseits dieser Wirklichkeit, wurde allmählich hinfälliger und schließlich bettlägrig.

Die Bäuerin pflegte sie bis zu ihrem Tod, sie lag in weißen Tüchern unter warmen Decken, im Leben das erste Mal, lächelte wieder öfters vor sich hin, freute sich, wenn jemand kam und freute sich, wenn niemand kam.

Ihr Leben war in eine stille Freude übergegangen, sie schien glücklich und geborgen in der Nähe des Todes.

Ihr Atem ging langsam und leise, ich suchte ihre Hand unter der Decke, sie fühlte sich kühl an, und ich weiß nicht, wie lange ich sie so angeschaut habe, ahnte aber, daß sie nun sterben würde, und etwas hatte mich kommen heißen an diesem Tag, sie hatte mich gerufen, diese letzten Stunden mit ihr zu feiern - die Stunde, in der sie zur Mutter ging, von der sie so oft geredet hatte.

Mir wurde nicht gewahr, daß sie nicht mehr atmete, dachte an unsere gemeinsamen Erlebnisse, die heimlichen Zusammenkünfte, an ihre Erzählungen, die immer die gleichen gewesen waren.

Jemand brachte brennende Kerzen ins Zimmer. Da sah ich, daß sie nicht mehr lebte.

Lächelnd lag sie im Sarg, nicht größer als ein Kind, ohne Schuld, wie sie gekommen war, so verließ sie die Welt.

GESCHICHTE EINER DIENERIN II

Milder Frühjahrswind macht die Vorhänge bewegen, öffnet das Fenster im Februar - später Abend - ein Erinnern ist solche Luft wie alles Schreiben Erinnerung ist - Rückwärtsschauen in Jahreszeiten - Lauf der Monde - Erinnerung.

Warme Sommernächte, zahllose Sterne, Kuhglocken von den Almen, Müdigkeit nach langen heißen Tagen, brennend das Gesicht und die Arme; umgeben bin ich, wie gestern, von Menschen, die nicht mehr sind, zum Greifen nahe - jetzt, da ich ihrer gedenke.

Zum Greifen nahe die alte Magd, die geschändete und setzte ich niemandem ein Denkmal - allein *ilur* von allen, die ich kannte in meiner frühen Zeit möchte ich das widmen, was ich mein Werk nennen werde. Die anderen - trotzdem - die anderen - haben gelebt in irgendeinem Sinn, hart, aber gelebt, hatten Männer & Frauen & Kinder, ein wenig Besitz, immerhin seltene Freude.

Sie war allein - allein im Elend, das elendiger nicht denkbar wäre, schmerzvoller nicht und nicht trauriger.

So bringt dieser Wind zurück mir bittere Erinnerung - ERINNERUNG an eine Frau, deren Leben ich erst kannte, da sie alt war, und doch nie anders war es ge-

wesen mit ihr als immer dies:

Das Herumgestoßen sein, das Hungern nach dem Nötigsten, dem Stück Brot, um das sie betteln mußte jeden Tag.

Frühe kalte Morgen - gekleidet in Fetzen und Tücher, zerrissene Strümpfe, keine Wäsche, flüchtiges Kreuz vor dem armseligen Herrgottswinkel, der es nicht leid wurde - angebetet zu sein.

Und ist es nichts als dies, daß ich schreibe wie es war mit den Menschen in diesem Land, das ich nicht liebe darum, das ich hasse darum.

Tragen wir nicht die alten Gewänder so gedankenlos, stilisieren wir sie nicht für die moderne Zeit, auf daß sie tragbar würden und leicht, denn ein schweres Tragen ist es gewesen - der dunklen Tücher - und oft nicht einmal dies, nicht im Leben ein einziges Mal.

Es waren so wenige nicht, für die es ein Zuschauen war das ganze Leben, die Liebe der anderen, ein Zuschauen und Sich-leid-sehen.

Heimliches Weinen zu Anfang bis das Kind erwachsen ist im Menschen, die kostbaren Tränen verloren, und einer weiß, daß es ist für die anderen - das Schöne - und alle Sehnsucht und alle Träume der Kinderzeit vorüber sind wie ein fernes fremdes Leben.

Die ZEIT ist gekommen, niederzuschreiben Geschichten nicht nur - sondern GESCHICHTE - ZEIT, DA

ICH SAGE : SO WAR ES.

Bergdöfer überall im Land, heute verlassen - wie kleine Museen die Höfe - schweigend liegen sie da in der Wintersonne, schweigend in der Sommersonne, der Tod ist gelegt über sie, Tod auch über das Leiden.

Und gibt es einen Hof, keine Tagesreise mehr, ihn zu erreichen für mich - er - die Erinnerungsschatulle meiner frühen Tage - dort waren sie verbracht.

Und verlasse die Erzählweise des Ich' und schreibe eine Geschichte und nenne sie, da sich die Bilder fügen aneinander und übereinander und nebeneinander - unendlich beinah:

IKONOSTAS

ANNA ging, die kleine, über das Feld hinter dem Haus, Abend war und Sommer.

Ein Sommer groß und heiß, ein schwerer Sommer, gewittrig jeden Tag, nachts wieder klare Himmel, Sterne überall, die Milchstraße bog sich über das Haus.

Es lag da - ganz allein - über & über mit hölzernen Schindeln, weiß die Mauern und dunkel die Fenster, breit saß es da, umgeben von Almen und Bergen, steil ging es hinauf, und steil ging es hinunter.

Anna, das Kind, fröhlich nicht ohne weiteres; wenn nur ein wenig geschah, konnte es weinen.

So kam es, daß Anna ging zu der Magd, die da lebte in einem zerfallenden Haus nahe beim Hof.

Anna hatte die Kühe ausgelassen, zum Grasen über die Nacht, kam nun zurück und schlich sich ins Häuschen zur Magd, ein Schleichen war es immer, denn G. sah es nicht gern, wenn das Mädchen war bei der Alten.

Rauch quoll aus Fenster und Tür, *Rosi* heizte ein, abends froh sie, ab und zu wärmte sie sich die Milch.

Das Mädchen verschwand im Rauch und fand *Rosi* am Herd, hustend und schürend - jeden Abend dasselbe. Anna öffnete das Fenster, und langsam wurden sie einander deutlicher gewahr.

Rosi hatte ein derartig schlechtes Gehör, daß eine Unterhaltung eigentlich nicht möglich war.

In der Schürze trug Anna Brot und einen Apfel, legte beides auf den Tisch. Ein -Vergelt's Gott- flüsterte die Alte der Kleinen zu, diese ließ, was sie fand, mitgehen für die Magd, der das Essen nicht gegönnt war am Hof.

Und fragen Sie mich nicht, WARUM das so war - ES WAR EBEN SO.

So saßen sie Abend für Abend und husteten mit brennenden, rinnenden Augen, *Rosi*, nahe beim Ofen, hielt die Hände in die Glut beinah.

Unverständliche Worte ab & zu, meist aber groß das Schweigen, das sie verband.

Rosi, die längst keine Zähne mehr hatte, brockte Brot

in die Milchkanne, nicht größer als eine Tasse, fing es heraus mit dem rostigen Löffel, wenn es etwas weicher geworden war, kaute lange, schob den Bissen im Mund hin und her, schluckte ihn schließlich mühsam hinunter.

Anna schaute ihr zu, *Rosi* berührte das Kind, die Zöpfe, die Hände, das Kleid, seltener wagte sie das Gesicht der Kleinen anzurühren, mit ihren harten zerklüfteten Händen - geschah es, ging ein Schaudern durch das Kind. Und war eine jede Zusammenkunft in dieser armseligen Hütte auch von noch so trauriger Äußerlichkeit gewesen, so hatten sie doch gemeinsam dieses kleine einsame Glück gehabt, denn Anna sollte bald den Hof verlassen, um in die Schule zu gehen.

Blieben nur die Ferien - aber wie lange konnte es dauern bis dahin!

Und Anna zog aus, zugleich ein erstes Mal zu ihren Eltern an einen anderen Ort.

Ich komme wieder-ich komme wieder-ich komme wieder, dachte sie immerzu, so als könnte es damit augenblicklich geschehen.

Rosi konnte zu keinem gehen, kam niemand zu ihr, so war sie allein. Der Hof, der sie duldete, war ihre Heimat, ihr Gefängnis, dort hing sie wie an einer Kette von bestimmter Länge.

Rosi hörte das Rufen von G. nicht, Anna überhörte die

ersten Male, wissend, daß die Zeit wieder um war.

Man wartete mit dem Essen, die Stube voller Leute, es wurde gebetet bereits, aufgetragen, Speisen von großer Schlichtheit, aber doch dampfendes, sicheres Essen, während *Rosi* an keinem gelebten Tag ihr gesichertes Brot hatte - sie, die als erste aufstand und als letzte den Rechen, die Heugabel aus den Händen legte, sie durfte nicht sitzen am Tisch mit den anderen, ja, nicht einmal die Stube betreten.

Bald aber erschien durch den Türspalt eine Hand mit einem blechernen Heferl und stand oft lange so bis man ihr gab von der Suppe - und hoffte auf Brot auch, indem sie wartete.

Manchmal geschah die Unverschämtheit, daß sie noch immer da war und ein zweites Blechgeschirr zum Vorschein kam, in das sie einen Schöpfer Milch haben wollte.

Die, welche ihr gab, begleitete einen jeden Gang mit Beschimpfungen, stieß ihr die Mahlzeit durch die Stubentür.

Nun war sie fort. Aß im Finsternen, denn sie hatte kein Licht.

Für Anna kamen andere Jahre, keine leichteren, ja in vielem waren sie schwerer - nichts waren sie im Angesicht dieser Magd.

Das Mädchen kam zurück, immer wieder, brachte die

gesammelten Süßigkeiten und haltbaren Nahrungsmittel, ein jedes Mal wartete *Rosi* mit ausgestreckten Händen - so als hätte sie seit dem Weggehen nichts anderes getan, und eine bescheidene Glückseligkeit leuchtete in ihren alten Augen.

Doch langsam schwinden die Gesichter der Jugend, und ein Fortgehen ist es in kommenden Tagen.

GESCHICHTE EINER DIENERIN III

Ein anderer Anfang -

denn oft & oft habe ich diese Geschichte für mich erzählt - bleibt ein Zufall - wie sie dasteht, keine Würde meiner Gestalt ganz gerecht in einem, und gibt es auch Wiederholungen, so sind in den einzelnen Teilen doch Stellen, die als Ganzes gesehen - ein feineres Bild ergeben.

Erzähle von einem Menschen, den ich zu allererst und aus Mitleid zutiefst geliebt habe, erzähle von jemandem, der ein langes Leben lang kein gutes Wort, keine Geste der Zuneigung erfahren hat.

Gebe ihm seinen wahren Namen, nur jene der Beteiligten habe ich geändert. Darüber zu schweigen, dünkte mich ein Verbrechen vor mir selbst, denn alles Schweigen ist ein Gutheißen im letzten.

Mir aber erschließt sich in dieser geschändeten Menschenwürde die Würde des Menschen überhaupt, denn sie ist nur so viel wert wie die Würde des Geringsten unter uns.

Da sie lange tot ist, und das Leid seinen Schluß gefunden hat, will ich sie nocheinmal zurückrufen und, indem ich mich versenke, lebt sie wie damals und ist so klar in meiner Erinnerung als lägen Tage nur zwi-

schen gestern und heute.

Als ich zwei oder drei Jahre alt war, erlebte ich sie zum ersten Mal, vor mir stand eine, gemessen an anderen Erwachsenen, kleine bucklige Frauengestalt, die mir über's Haar strich, meine Finger berührte.

Beinahe im selben Augenblick kam G. und riß die stinkende Alte mit einem Schrei und unter bösen Worten von mir weg.

In den folgenden Jahren, die ich als lediges Kind auf dem Gut meiner Großeltern verlebte, erfuhr ich, wie es um die alte Frau bestellt war, welche Stellung sie innehatte, und wie sie behandelt wurde.

Diese erste Szene war bezeichnend für das Schicksal von *Rosi* und entscheidend für meine Beziehung zu ihr.

Ich wurde als etwas Außergewöhnliches betrachtet, sie hatte weniger Wert als eines der Tiere, eine Kuh etwa oder eine Kalbin.

Sie, die Magd, weniger als das, weil im Kopf nicht ganz normal, wurde weder als Mensch noch als Tier gesehen.

Seit sie als Schulmädchen krank gewesen war, stimmte es nicht mehr mit ihr. Von da an vergaß sie manchmal, was man ihr auftrug, mußte darum fragen oder verstand etwas falsch. So war sie für immer eine Dumme, eine Blöde.

Bald fiel mir auf, daß ich die einzige war, die sich daran stieß, wie man sich ihr gegenüber benahm. Sie tat mir leid, und je älter ich wurde, umso öfter weinte ich ihretwegen.

Längst war sie alt, mehr als sechzig oder siebzig. Ihren Buckel trug sie wie eine zentnerschwere Last auf dem Rücken, er schien immerfort zu wachsen während sie immer kleiner wurde.

Niemand konnte sagen, ob sie den Buckel schon immer gehabt hatte oder, ob er später entstanden war.

Meine Großmutter, die mir alle denkbare Zuwendung schenkte, die besten Dinge zusteckte, mich trug über die Felder und Äcker, mit mir in die Stadt fuhr, mich kleidete in prächtige Kindergewänder, mich das Beten lehrte, mir vom Himmel erzählte, den Engeln & den Sternen - meine über alles geliebte G. - war nicht gut zu ihr. Meine frühesten und schönsten Erinnerungen verdanke ich ihr, ich war ihr letztes Kind, nocheinmal konnte sie ein Muttersein wirklich genießen, zum ersten Mal bewußt erleben nach ihren sechs eigenen, die längst erwachsen waren, und damals, da sie selber jung gewesen war, nichts von ihnen gehabt hatte.

Da die schweren Arbeitsjahre vergangen und gleichzeitig fast unbemerkt ihre Kinder groß geworden waren, hatte sie unversehens mich, die sie in einer zärtli-

chen Liebe beinah vergötterte, während sie *Rosi* darüber mehr und mehr vergaß.

Am Rande dieser Zeit mit meiner Großmutter lebte sie, stand scheu in angemessenem Abstand, und sah sich leid - leid an der Aufmerksamkeit, der Liebe, die ich bekam, leid aber auch, daß ich zu essen hatte, so viel ich nur wollte und nicht wollte, den Kleidern, die ich trug und wagte doch ab & zu, sich mir zu nähern, mir zu sagen, wie schön ich sei - oder, um zu fragen, ob ich nicht etwas Eßbares für sie hätte.

Obwohl sie den ganzen Tag - von Sonnenaufgang bis lang nach Sonnenuntergang schwer arbeitete - im Stall, auf dem Feld, in der Tenne, der Mühle, überall die grobe Arbeit tat, wurde ihr die Nahrung, nicht ohne, daß sie darum betteln mußte, zugestanden.

Himmelschreiend das Klagen der Mägde, wo war ein GOTT IN DIESEN TAGEN! Wofür die Gebete, die Tränen von Dienstbotennächten - in eisigen Kammern & auf glühenden Heuböden - stöhnend unter den rohen Körpern der Knechte, den stoßenden Fäusten der Bauern - ihrer HERREN - sah der HERRGOTT nicht das blutige Heu unter seinen jungfräulichen Dienerinnen!

Da hatte ER aber KEIN ERBARMEN, davon geschrieben stand in HEILIGEN BÜCHERN, gepredigt wurde

von goldenen Kanzeln.

Saßen denn nicht seine Pfaffen an warmen Öfen, um-
sorgt von Frauenhänden, sich labend an den Gaben
derer, denen sie predigten von den Sünden finsterner
Nächte, die sie ewig verstießen aus diesem Stand in
einen noch elenderen, den allerletzten, den tierischen,
den nicht einmal tierischen. Müssen sie vielleicht
nicht alle - diese Menschen um Vergebung bitten,
muß nicht ein GOTT SELBST beweisen die Worte sei-
ner Priesterschaft & wie es steht mit SEINER Glückse-
ligkeit anderswo & später einmal?

WO war ER in jenen Tagen, trieb er denn nicht selbst
die Miserablen ins sogenannte Verbrechen?

Ach, hätte man sich doch einen ANDEREN erfunden!
Fährt nicht JAAKOB einmal SEINEM GOTT über den
Mund & erinnert IHN DARAN, daß er ihm, dem Al-
ten Jaakob das Sein - das Gottsein, verdankt!

Und war ein Bauernfeiertag - am zweiten Tag des
zweiten Monats - Mariä Lichtmeß - und bedeutete
das Ziehen der Mägde an einen anderen Ort - Wan-
derschaft auf Erden mit den wenigen Habseiligkeiten,
Truhen schleppend von einem Hof zum anderen,
zum ein wenig besseren oder noch schlechteren DIE-
NEN - Dienen jedenfalls.

BERGWINTER - Ein Bild Vergangener Tage

Verschneite Winter sind es gewesen mit Schnee bis an den unteren Rand der tiefen Dächer.

Eiszapfen, meterlang, hingen herab, die Sonne schien, daß es blendete - so als müßte man jetzt & jetzt erblinden; rann das Wasser, tropfte wie fröhlicher Regen von den Rinnen.

Begannen die Lawinen zu gehen, rasten ins Tal, man konnte sie vom Hof aus genau beobachten, ja mit eigentümlicher Besonderheit wurde darauf geachtet.

Bei den ersten Anzeichen lief man um das Fernglas, verfolgte gespannt diese gewaltigen Bahnen, die weit genug entfernt herunterbrachen, dumpfer Donner ab & zu, meist aber lautloses Jagen der Massen zu Tal.

Niemand war zu sehen, nichts als weißer Schnee, die Wege - langgestreckte Höhlen, weit mehr als manns-hoch die Wächten zu beiden Seiten - die gutgemeinten Stempeln der Straßenverwaltung in späteren Jahren, als diese sich annahm jener Täler, sah einer längst nicht mehr.

In meiner Erinnerung gab es immer schon Schneepflüge und also Verbindung nach außen.

Ein wenig früher nur waren die Leute am Hof, auf den Höfen überall, abgeschnitten voneinander, niemand wußte, wer am Sonntag zur Messe würde kom-

men können. Das Schneeschaukeln war wohl eine wichtige Angelegenheit, im Grunde aber war man gerüstet für diese Art Eigenständigkeit, denn es ist nicht wie heute gewesen und keine Panik darum, wenn ein Tal oder ein ganzes Kirchspiel verschneit war.

Ja, es hatte ja noch den Fall der allerobersten Bergbauern gegeben, die ihre Toten einfroren bis zum Frühjahr, sie selbst dann noch ganz steif zu Tal brachten, um sie am Friedhof zu begraben.

Dies im eigentlichen ist Winter für mich, ein Ausnahmezustand, für den das restliche Jahr gearbeitet wurde, das Heu gerichtet, die Vorräte, das Holz zum Heizen, alles Arbeiten war ein Arbeiten für den Winter.

Möchte nicht übergehen die langen Winterabende, denn das Romantische im gern geglaubten, endlos erzählten Sinn gab es nicht, sondern zuerst und immer nur die Notwendigkeit. Das Spinnen, das Weben, das Stricken bei düsterem Licht, der Geruch nach nassen Gewändern, die über dem Herd hingen und tropfen - zischend Wasser verdampften.

Die einzige Wärme - um den Ofen, das übrige Zimmer kalt, besonders in der Nähe der Fenster - verzweifelte Versuche mit Tüchern und Ballen die Kälte ein wenig abzuhalten - Vorhänge waren spärlich oder gar nicht vorhanden.

Sind keine müßigen Beschäftigungen gegen die Langeweile gewesen, sondern dringend nötige Arbeiten, notgedrungen mit der Hand, die rauhe Wolle zerriß die Haut zwischen den Fingern, zähes Fett haftete ihr noch an und gab ihr das Klebrige. Hauptsächlich strickten sie Socken & Jacken, Handschuhe & Hauben.

Selten lagen Bratäpfel im Backrohr oder in einer Pfanne auf dem Herd oder waren Nüsse zum Aufmachen da.

Keine Dörrzwetschken oder getrockneten Birnen - dies alles war nur für das Weihnachtsklotzenbrot, erinnere mich nicht, daß bei diesen Tätigkeiten etwas verzehrt wurde, überhaupt aß keiner je außerhalb der Mahlzeiten, denn es war kein Überfluß vorhanden.

Wenn ich höre von Brauchtum & alten Geschichten, denke ich mir, daß es zwar so hätte sein können, sein sollen, aber mit nichten so war.

Wer besaß schon jene prächtigen Trachten, die in den Museen zu sehen sind, nach denen geschneidert wird, ach es gab wenige Höfe, die über so viel Glanz & Reichtum verfügen konnten, daß eine Frau ohne weiteres ein seidenes Tuch - EIN SEIDENES TUCH besessen hätte oder ein dunkles wollenes Festgewand.

Das waren große Ausgaben - einmal im Leben, Erb-

stücke - oft ausgebesserte, verschlissene, selten Schmuck auf der Haut. Wer schon hatte Spitzen, wer überhaupt lederne Schuhe!

Und wäre es denn rechtens gewesen, hätte eine neben der Bäuerin diese göttlichen Dinge gehabt? Die Festtagskleider hingen in den alten Kästen, gaben einen eigentümlichen Geruch von sich, glänzten an verschiedenen Stellen, die Stoffe - abgewetzt wie Leder beinah, irgendwo lehnte eine zusammengesunkene, leere Handtasche - vielleicht einen Rosenkranz als einzigen Inhalt oder ein zerdrücktes Hochzeitsbüschel von einer längst vergangenen Feierlichkeit - die Henkel abgegriffen, alt seit langer Zeit und doch nichts Besseres da.

Nicht alle hätten gleichzeitig zur Messe gehen können, denn nicht jeder hatte Schuhe für sich, einen Mantel - niemand.

Und doch - hätte ich geahnt, daß diese Zeit vergehen würde - so schnell, ich hätte mir alles noch besser anschauen und merken wollen.

An manchen Tagen kam des Abends im Winter jemand vorbei, dann gab es Schnaps zum Aufwärmen mit Brot & Speck, nicht für die Leute selbst, für den Gast nur, der wie eine Seltenheit in der Mitte der Stube saß und, dem wir zusahen, wie er die guten Brocken in den Mund schob, schmatzte, sich eins ums

andere Mal genüßlich abwischte, um neuerlich damit zu beginnen.

Zu Weihnachten & Neujahr war es für uns soweit, vielleicht noch zu Dreikönig, da setzten sich aber wieder die Heiligen aus dem Morgenland an den Tisch und aßen die Kostbarkeiten vor den Augen der anderen buchstäblich auf.

Vergessen wir das nicht, wenn wir reden vom Alten, den Alten Tagen und suchen das Alte, wohin wir gehen.

INHALT

Bänderhut	7
Kinderliebe	23
Demetrius	33
Aus dem Zyklus Variationen über ein Thema	
Geschichte einer Dienerin I.....	57
Geschichte einer Dienerin II.....	68
Geschichte einer Dienerin III	75
Bergwinter -Ein Bild Vergangener Tage.....	80

Die Erzählung GESCHICHTE EINER DIENERIN I wurde 1992 mit dem Max-von-der-Grün Literaturpreis ausgezeichnet und unter dem Titel ROSI 1993 im Löcker-Verlag Wien erstmals veröffentlicht.

Titelbild:

Drei Frauen in der Kirche von Wilhelm Leibl

Die Veröffentlichung des Bildes "Drei Frauen in der Kirche" von Wilhelm Leibl erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Kunsthalle Hamburg. Copyright: Elke Walford.

Umschlagrückseite:

Sino-Japanisches Zeichen (Kanji) für LIEBE (ren'ai)

Marianne B.-Höllbacher

geboren 1955 in Krispl bei Salzburg

Veröffentlichungen:

GOLD DER FRÜHEN JAHRE, 1990

NORDLAND & ORIENT, 1990

Verlag Baaltis Austria